

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

158 (11.7.1931) Die Mußestunde

Die Mußbestunde

Zur Unterhaltung und Belehrung

28. Woche

51. Jahrgang Unterhaltungsbeilage des Volksfreund

Karlsruhe, 11. Juli 1931

Weisse Wolken . . .

Weisse Wolken ziehen
in den schimmernden Tag.
Ihnen folgt meine Sehnsucht
mit leisem Flügelstich.

Weisse Wolken: Schwärzen
von Sonne, Himmel und Wind!
Deutliche Segel! Wer last mir,
woher sie gekommen sind?

Weisse Wolken eilen
von dannen. Nicht eine bleibt hier. —
Tausend Gewichte hängen
jetzt so schwer an mir.

Willy Frey.

Nach dem fünften Kontinent

Tagebuch einer Weltreise
Von Kurt Offenbura.

Tagebuchblätter zwischen 120° E. 3° S. — 158° O. 28° S.

Der australische Vorkeschmack, den ich hier bekomme, ist nicht appetitregend. Billige middleclass. Etlliche Farmer, Schafzüchter, darunter. Nach europäischem Maßstab sehr reiche Leute. Rasch emporgekommen. Jetzt fürchtbar vornehm. Die Frauen aufgedunnt; ihre Köpfe müssen das reinste Konfektionsgeschäft sein. In grauem Gegenstand zum äußeren Gebrauche, wenn man sie bei Tisch flüchtig beobachtet; an dem manchmal ihre Gespräche hört.

Ich weiß, das ist nicht Australien. Nicht die werttätige, auch nicht die geistige Oberflächigkeit. Südaustralische Farmer, die von einer Vergnügungszug — England und ein bißchen Kontinent — heimkehren. Immerhin: es ist ein Teil der Bevölkerung; sogar ein wesentlicher, wenn man die Statistik nimmt.

Sonett geschrieben: „Schönes armes Vaterland“ Ausdruck meiner Sehnsucht nach Deutschland, meines unlöslichen Verwachsenseins mit seiner geistigen Tradition. (Kein Mißverständnis: nicht in einem nationalitätschauvinistischen Sinne; nicht wie Sietze um tobtüchtig rechtsradikale Führer, die ihre Kräfte selten über Dageau von Straßburg über Klinger und Günther, Herder und Goethe bis Hauptmann und Rilke; Muffel von Bach oder Beethoven bis Mahler und Schönberg; die Landschaft und die Luft, die Sprache und die eigenen (benutzt gelebten) Sätze: das ist eine schöne Heimat — nirgends zu finden, wohin die Unruhe auch treibt.

Ich bin kein Zeugniser: auch andere Länder haben ihr Gutes — ja, Landes mag besser sein als bei uns — aber rechnet man seiner Mutter ihre Fehler vor? Sie hat uns geboren, gesüßt und erzoget; wir sind geblieben, gewachsen, gereift; wir haben nicht stets innerhalb der Stadtmauern geblieben: der Wind dreier Erdteile hat uns um die Nase gepiffen, und nie haben wir mit größerer Innigkeit im ersten und dritten Teil von „Dichtung und Wahrheit“ gelesen, als wenn wir Deutschland sehr fern waren. Weiberlich fern, im Innern aber näher als je; gewiß näher als mitten mang bei „nationalen Feiern“ oder ähnlichem Klimbim für — Symbol-Bebürgnisse.

Seute früh wurde mir klar: meine Sehnsucht nach Deutschland — ist das Unbedeuten in einer fremden Kulturwelt. Mir am fremdesten die anglo-amerikanische (vielleicht auch die anglo-australische). Es ist das Schicksal meiner großen Reisen, daß sie mich meist in toll-nüchternen Länder führten. Dabei — d. h. im Sinne des europäischen Kulturkreises — fühlte ich mich in Frankreich, Italien, Spanien. Weshalb dann über die Meere? Meine Sehnsucht: insowfern ist sie „abgezogen“ im Gedicht. Für wie lange?

Die Komödie ist wieder einmal zu Ende.
Als keine Komödie, wenn Weiblein und Männlein zum Abendessen in festlichem Anzug erscheinen, die Speisen aber in fünfundsiebzig Minuten abgeräumt werden? Komischer Zwiepsalt zwischen gesellschaftlichem Nutzen und immerer — Brüchigkeit. (Du denkst: Barbarei? Ich sage nicht nein).

seim Trunke überlante Zeit; die Nächte aber waren schon sehr kurz. So kam es, daß die Befahrung in Radolfzell von dem Anmarsch erfüllt. Als die Angreifer endlich Radolfzell erreichten, war nicht nur die ganze Garnison auf dem Posten, sondern vom Höhenort her war sogar schon französische Reiterei zu Hilfe eingetroffen. So wurden die Kaiserlichen von der Garnison überempfangen und mußten eilends fliehen. Die Truppe von Ueberlingen erreichte noch rechtzeitig ihre Schiffe, die bei Wallhausen verankert lagen und entkamen mit ihnen. Die Truppe von der Mainau aber wurde von den nachgefolgten hundert französischen Reitern bei Litzelstetten eingeholt und größtenteils niedergemetzelt. — Diese Geschehnisse sind eine Illustration der damaligen Kriegskennntnisse und Kriegskünste der Kaiserlichen; die Truppen selber wären recht gewesen, aber die Führung und die Führung haben es an Unmuth fehlen lassen.

Nachdem der Ueberfall abgefallen war, wurde in Radolfzell der Bürger Adam ergriffen — denn es war alles verraten worden — und hingerichtet, sein Körper gevierelt und an den vier Straßenecken auf Pfählen aufgesteckt. Der Pfarrer entkam während der Nacht; dadurch entging er der über ihn verhängten Mauth, lebendig gefangen zu werden. Die Witten wüßten sonst nichts über ihn, wahrscheinlich erreichte ein Kloster und fand dort Unterschlupf. Auch der Bischofmeister, dem die gleiche Strafe wie dem Pfarrer drohte, ist entkommen; von seiner Flucht weiß man, daß er mit einer Gondel die Reichenau erreichte und dann Konstanz.

Radolfzell blieb unter Würtembergers schwebisch bis zum 16. August 1634. An diesem Tage siegten die Kaiserlichen in der Schlacht bei Nördlingen über die Schweden und ihre Verbündeten, was zur Folge hatte, daß ganz Schwaben von den Schweden aufgegeben wurde. Radolfzell erhielt nun wieder eine österreichische Garnison.

Literatur

Eine an dieser Stelle besprochenen und angeführten Bücher und Zeitschriften können von unserer Zeitschrift-Buchausstattung bezogen werden.

„Die Verkehrsänder Deutschlands“ III., in sich abgegrenzter Teil des Verbands der wirtschaftlichen Erdkunde von Dr. F. Engelke, Verlag Neude, Karlsruhe. 186 Seiten, 106 Abbildungen. Preis 1.90 M. — Es läßt sich mit Freude feststellen, daß der geographische Unterricht gegenüber früher eine völlige Umgestaltung erfahren hat. Erhöhter sich früher der Unterricht vielfach im Auswendiglernen von Plätzen, Städten und topographischen Eigenschaften, so ist der Unterricht heute auf eine andere Grundlage gestellt. Natur und Mensch werden uns als die lebendigen Faktoren geschildert, aus deren Zusammenwirken das entsteht, was wir Wirtschaft — oder in einem weiteren Sinne: Kultur — nennen. Die vorliegende Neuausgabe ist begründend-vergleichend die Wirtschaft der einzelnen Länder heraus und stellt anhand von reichlichen, ganz neuen Zahlenmaterial die wirtschaftliche Verbindung dieser Länder mit Deutschland dar. Darüber hinaus bringt uns der Verfasser eigentlich noch mehr als der Titel verspricht: Die Antwort auf Fragen geographischer und außereuropäischer Natur. Das Buch ist wohl in erster Linie für Handels-, Fach-, Berufs- und Mittelschulen geschrieben. Es ist kein reines, sondern ein Arbeitsbuch, das den Lernenden zur Mitarbeit zwingt. Zusammenfassungen, Wiederholungsfragen, Exzerptsätze für Auszüge und dergl. finden diesem Ziel zu dienen. Aber auch zum Selbststudium ist dieses Buch vorzüglich geeignet und sein Erwerb ist nicht aus der Hand legen, ohne sein geographisches und wirtschaftliches Wissen bereichert zu haben. Nicht vergessen sei, daß das Buch reichlich mit Abbildungen ausgestattet ist, und zwar sind es nicht nur Skizzen geographischer, sondern auch wirtschaftlicher Art. Sehr wertvoll ist, daß gerade in diesen Skizzen das übliche Zahlenmaterial bildliche Darstellung gefunden hat. In einem Anhang wird Deutschlands Außenhandel nach Gütergruppen zusammengefaßt, ein zweiter Anhang bringt die größeren Städte des Auslands mit den neuesten Einwohnerzahlen. In Anbetracht des Preisgebotes muß man den Preis des Buches als äußerst billig bezeichnen.

D. Winternitz: Internationale Memoiren Bd. II. Aufzeichnungen eines Geographen. Winternitz Erinnerungen sind die vollständigen Aufzeichnungen eines Volkswirtschaftlers, eines alten und hervorragenden Mitgliedes der russischen kommunistischen Partei. Seine Biographie ist wichtig für das Leben eines unterirdischen russischen Berufs-Revolutionärs. Im Jahre 1896 ist Winternitz Zeitschrift in einer Schneidewerkschicht, und hier erzählt er zum ersten Male von Sozialisten, geheimen Versammlungen, Verhaftungen usw. Allmählich bringt er tiefer in das revolutionäre Leben des damaligen Rußland ein. Sein Buch gibt eine interessante Schilderung des revolutionären Lebens, wie es sich in den kleinen Städten und Städtchen des Rußlands abspielte. Im Jahre 1902 erfolgte seine Verhaftung und Internierung in einem kleiner Gefängnis. Er blieb mit zehn Genossen, lebt in London und Berlin. Von Berlin aus leitete er den illegalen Literatur-Transport nach Rußland. Im alten Bewußtseinsgebäude in Berlin ist die Literatur-Aufbewahrungsstelle und Expedition. 1905 ist W. wieder in Rußland, arbeitet in Odesa, er wird abermals verhaftet. 1908—1913 ist der Wintermüde wieder im Ausland, wo er für die russische Revolution arbeitet. 1914 wiederum Verhaftung in Rußland und Verbannung, bis ihn die Februar-Revolution befreit. Winternitz ist ein Praktiker der illegalen Arbeit und berichtet lebendige Einzelheiten über die konspirative Arbeit der Partei, sowie über die Arbeit aus dem zaristischen Gefängnis. Aber auch die russischen Fragen und Diskussionen in den Reihen der russischen Sozialdemokratie werden von ihm eingehend behandelt. Das Buch ist ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der R. V. der R. U.

Gert Grebe: Zehn Jahre, ein Schauspiel. Erzählungen im Verlag F. v. S. B. Dietz Verlag, G. m. b. H., Berlin. Preis kartoniert 1.40 M. — Rein Winternitz der letzten Jahre hat in der Öffentlichkeit einen so tiefen und nachhaltigen Eindruck gemacht wie Grebes „Zehn Jahre“. Von allen Gewaltausbrüchen der Kulturkritik auf die wüßte befaßt, hat das Stück nichtsdestoweniger alle, die noch der Aufnahme ernstlicher Problemlösung fähig sind, zu überzeugenden Probanden seiner christlichen Visionen gemacht. Der Verfasser legt nun im Dietz-Verlag die Buchausgabe der Fortsetzung des berühmten gleichnamigen Schauspiels vor. Die „Zehn Jahre“ schildert die Schicksale des aus „Zehn Jahre“ bekannten jungen sympathischen Arztes Dr. Hansen, der zwischen die Räder einer verhängnisvollen Paragarden-Maschinerie gerät und seinen mutigen Dienst an den Armen und Diensten mit hoher Freiheitsliebe üben muß. Die „Zehn Jahre“ hat bei ihren bisherigen Aufführungen denselben nachhaltigen Erfolg gehabt wie „Zehn Jahre“.

Fremden dieses tabakernen Richters sei die Anschaffung dieses strecken Wertes beim empfinden, zumal der Dietz-Verlag es zu billigstem Preise herangebracht hat.

Käselecke

Schüttel-Spruch

Ich kiff die Haut ha! R. T. Esmih ges Gbit
Gehnu flavor ha! R. T. nie ma R. S. Hill
Derl onnits Kan terles ts Uru Ed
Dern läht sei Ewe iterom ennüll.

Die Buchstaben dieses rätselhaften Spruches von Otto Fromber haben zwar die richtige Reihenfolge, sind aber miteinander falsch verbunden und müssen zu sinnemäher Lesart richtiggestellt werden.

Besuchstarenrätsel

Alfred J. R. Hanke
Bremen

Wer den Beruf dieses Mannes wissen will, muß die Buchstaben obiger Karte entsprechend umstellen: Es ergibt sich dann eine Berufsbezeichnung mit „B“ beginnend.

Käselecken

Zahlen-Rätsel: Sibera — Antonius — Novredo — Ottomar
— Malatoff — Gaud — Trautenau — Eiba — Kuffel. = Barometer — Bauwerk.

Kreuz-Silber-Rätsel: Dote, dora.

Richtige Lösung landte ein: Julius Grimmer, Karlsruhe.

Witz und Humor

Die Berliner Schnauze

Sibige Getränke. „Denk dir mal, Aude“ sagt neulich ein Hofbauer beim Frühstück zu einem Arbeitskollegen, indem er den Resten seiner Schnapsflasche absaugt, „der Doktor hat mir weien meine Unterleibsbeschwerden alle sibigen Getränke verboten —, nu muß ich immer so den kalten Eiskümmel runnerwürgen!“

Der letzte Passagier. Einem Charlottenburger Kutscher fehlte zur Abfahrt nach dem Dreieck seiner Bestimmung nur noch eine Person, als sich ein äußerst wider Herr vor seiner Wagen stellte und mitfahren wollte. Der Kutscher sah ihn erst eine Weile an, schüttelte den Kopf und fragte dann den Wohlbeleibten: „Nehmen Sie's nicht übel: wollen Sie jans mit?“

Der Gratisschnaps. In einer Destillation hatte der Wirt die Stille eingeholt, daß jeder, der drei Gläser Schnaps trank, das vierte umsonst bekam. Und lo tranken denn viele, statt ihre gewohnten zwei Gläser, oftmals vier. Eines Tages trat ein Arbeiter an den Ausguck und sagte zu dem Wirt: „Schenken Sie mir mal einen in; aber ich bin der vierten!“

Knüppelbiste Freundschaft. Zwei Freunde, die in Berlin die Nacht über durchgezogen hatten, und des Morgens die Straßenbahn bestiegen, um zur gemeinsamen Arbeitsstätte zu fahren, gerieten wegen eines ganz gerinnfähigen Umstandes in Streit. Jeder wollte nämlich für den anderen bezahlen und keiner wollte werden, daß der andere für ihn die paar Pfennige für das Billett ausleie.

„Ich zahle schon“, sagte der eine.
„Aber ich doch.“
„Nein, ich habe gerade passendes Geld.“
„Unfinn, ich zahle.“

So hoben sie sich gegenseitig den zahlungsunfähigen Arm beiseite, mit dem Erla, daß der Schärfer gar kein Geld bekam, und die Freunde sich schließlich in die Haare gerieten. Sie gingen ab und improvisierten auf offener Straße 1000 Neugierigen einen herrlichen Vorfall, bei dem es allerlei zu sehen gab. Nachdem sie sich tüchtig vermöhelt hatten, wurden sie beide hinweggetragen, und jetzt klagt die Straßenbahn wegen Fahrgeldbintersiehung. Aber nun will keiner von beiden mehr bezahlen.

Der Don Juan. Ein sehr bekannter Baritonist war ein Mann weniger des Talents, als der Protektion. Einst kam er zufällig in die Familie des Berliner Arztes Dr. Heim lernte dessen Tochter kennen und verliebte sich in sie. Tatsächlich verliebte sie sich in ihn und er erwiderte bloß ihre Neigung was doch ein kleiner Unterschied ist. So schien nichts einer Verbindung im Wege zu stehen wenn nicht Dr. Heim der unbeeidbaren Meinung gewesen wäre, daß alle Schauspieler verschwenderisch und leichtsinnig, ja sogar mehr oder weniger Don Juan seien. Von diesem Glauben war er nicht abzubringen und so schien es, daß das Glück zweier Menschen an dem Vorurteil Heims in die Brüche gehen sollte.

Bender war zu dieser Zeit gerade kontraktlich verpflichtet, den Don Juan zu singen und vermochte Heim nach langem Drängen dazu zu überreden, doch einmal eine Vorstellung anzusehen. Und so sang er denn eines Tages in die Oper, um sich von der Qualität Benders selbst zu überzeugen. Als er von der Vorstellung zurück war, landete er an den Säuer ein Schreiben folgenden Inhalts: „Mein Herr, Ich habe jochen der „Don-Juan-Vorstellung im Opernhaus beigewohnt. Sie bekommen meine Tochter, denn Sie sind kein Don Juan.“

Verantwortlicher Schriftleiter: Redakteur D. Winter, Karlsruhe.

Mehrmittig genekte ich der Essen mit Freunden: in Deutschland und Frankreich. Zwei Stunden sah man, unterließ sich und — ah, Stierke nicht faupf auf den Teller und — schlau. Keine Speisenummern wurden abfoliert, wie einer im Theater sein Abonnement abfiel. Es ging ohne Dinerdreh und — billiger.

Ben Gott hebt, bei dem lieb er Gastrolobia Bate stehen. Wen er nicht hebt dem gab er eine nervenlose Zunge und einen toten Gaumen: wie seinem feiner Tier-Geschöpfe. Mir ist wohlter.

Bin müde des Reisens und körperlich müde. Der häufige rasche Klimawechsel; die Veränderung der Umgebung: alles wirkt zusammen.

Dachte über gestern abend nach: die Menschen sind große Kinder. Man soll ihnen ihren Spaß lassen; nicht so unbedarft sein, wie ich es war. Aber helfe ich eben, gebe er aus der eigenen Haut: bin zu sehr verdrückt in mich selbst. Ich brauche Ausprache mit einem vertrauten Menschen. Sie ist notwendig von Zeit zu Zeit.

Habe ich Ursache, nur die geringste Ursache, nicht zufrieden zu sein? Ich habe eine große Kabine für mich allein; gut gelegen, mittschiffs. Man hat mir einen kleinen Tisch für die Schreibmaschine hinein gestellt; man ermies mir jede Aufmerksamkeit.

Dennoch: bin unzufrieden; die Arbeit fällt schwer, streng an wie selten früher.

Masterade im Pazifik

Heute abend war Captains Dinner — aber ohne Kapitän. Ein wenig schlechtes Wetter; eine gefährliche, rissfahrende Durchfahrt wurde passiert; er blieb auf der Brücke. Später, als das Essen vorüber war und wieder eines der unvermeidlichen Fierdereuten lief, sprach ich ihn. Er sah müde aus, der gute gemüthliche Commander Bauer; man merkte ihm die 88 Stunden ununterbrochenen Dienst an als mir durch das Große Barrieren Riff fuhren.

Die Damen, auch etliche maskuline Damen, erschienen im Fancy Dress, im Maskenkostüm. Da gab es eine Bombabour (sie kam nicht in Seide, sondern Papier daher: es ist „billiger und steht auch nach etwas aus“) und einen fliegenden Holländer, wie man ihn sich auf einer australischen Farm vorstellt. . . Und da war auch — ich schämte mich für den Weibchen: die chinesischen Stewards beobachteten scharf und schweigend — ein Chinese mit Kopf und fallcher Opiumpfeife. . . Auch diverse Javaner gab es („weil wir die Kapitänstöße doch im Koffer hatten“); und alle Masken waren eine Parodie auf die Träger selbst. (Vor zwei Tagen ist Einer gestorben; das Leben, dieser unverwundliche Betrieb geht weiter.)

Als das „Nennen“ vorbei war, wurde getanzt. Mit viel Rärm und Musik. Die Ruhe des Meeres, die Einjamkeit der Welt scheint die Menschen nervös zu machen: sie brauchen Radau, Spiele — um sich selbst nicht zu finden.

Man sollte, dachte ich, nicht Sportpreise und Diplome für Ringwerfen und Tischtennis verteilen (wie es heute nachmittags geschah); man sollte, wenn schon Wettbewerb sein muß, jenen eine Anerkennung zuteil werden lassen, die drei Tage schweigen können.

Im Witternachts war der Spuk vorüber. Der Südpazifik lag bald hinter uns. Als acht Stunden später wir den Brisbane-River hinauf fuhren, die Passagiere vorerst und Einwanderungsbehörde erschienen mußten, — waren sie wieder von der Nüchternheit zuverlässiger money-maker. Selbst durch die Masterrade und „Tollheit“ der Nacht, war sie zu säuren gewesen. Die Sehnsucht nach dem — Sterlina.

Schalom Asch

Von Josef Zuder-Holländer

Selten hat der Glücksstern einem Dichter so hell geleuchtet wie dem vielseitigen und populärsten jiddischen Dichter der Gegenwart, Schalom Asch, dessen 50. Geburtstag vor kurzem gefeiert wurde. Asch schreibt nicht nur für Juden, sondern für alle, losgelassen für die ganze Welt und steht somit an der Spitze des internationalen Ruhms. Er schuf eine Fülle überaus großer Werke, die das Gedränge unergänzlicher Kunst tragen. Asch ist einer der größten lebenden Prosaisten geworden, und der größte jiddische Erzähler überhaupt. Daß er sich allmählich aus der Enge des Ghetto zur Idee menschlichen Menschens um neue ästhetische und soziale Emporhebung, verführte noch die Wirkung seines Schaffens auf das kulturelle

Bewußtsein des unterdrückten proletarischen Geschlechts und weckte in ihm Hoffnungen für eine schönere Zukunft. Was ist der Träger des jüdisch-weltlichen Schrifttums. Die Entstehung dieses Schrifttums steht als einseitiges Beispiel in der Kulturgeschichte da. Bei anderen Völkern waren die Anfänge der Dichtung heidnisch oder naive. Die jüdische Dichtung aber ist eine reiche Entwicklung des religiösen Schrifttums. Eine ausgeprägte weltliche Literatur entstand erst im 19. Jahrhundert, die die erstarrten Formen des Geschlechts zu heiligen und modernen geistigen Fruchtbarkeit und Erhellung des jüdischen Lebens antwortete. Mit ihr begann eine revolutionäre Wandlung in der Führung des jüdischen Judentums. Waren bis dahin allmächtige Rabbinen und rabbinische Fanatiker trakt ihrer Berufung über ihrer sozialen Stellung die „Wegweiser“ der breiten Volksmassen — so machten sich jetzt immer eindringlicher demokratische und sozialistische Strömungen geltend, die die Macht der Reaktion zu brechen und eigene, mit den Ideen der Neuzeit vertraute Führer an ihrer Stelle zu sehen, erstrebten.

Als war der Vorbote einer neuen Kulturerbe und ein Streiter für Gleichheit und Gerechtigkeit. Er erkannte zum erstenmal die positive Rolle des arbeitenden Juden in der menschlichen Gesellschaft. Die „heiligen“ Sabbatstunden und ihr dogmatischer Kultus nahen nie die Liebe des Realisten. Mit einer rüchlichen Dichtung, mit einem harterbenden dichterischen Bild zertrümmerte er die abstrakten, unfruchtbaren Romantismen. Hand schon die soziale Genauerung des jüdischen Lebens: „In der Zeit in Aisch's Erzählungen“ „Mit dem Schwam“, „Mittagsessen“, „Chaim Leberer's Rückkehr“, stärksten Ausdruck. Dieses Meisterwerk des genialen Dichters führt in die Schwärzhöhlen von Neuzior, die dumpfen, feuergefährlichen Konfessionsverhältnisse, in denen Tausende und aber Tausende Einmünder, als billige Arbeitskraft ihr Leben verbringen, das Leben, welches sie aus den Händen der Pogrome hinüberrettet in den Traum vom „freien“ Amerika. In erschlatternder, geradezu aufwühlender Schilderung gestaltet der Dichter das Schicksal eines Shop-Arbeiters, Chaim Leberer, dessen Glückstraum die Befreiung der Arbeiterklasse, bildet, wird Herr des Schicksals, Gebieter über die Tausend Knechten an den Maschinen, darf sich mit Gütern reich gelegen, zu einem besseren Leben, fern von seinen Werkstätten und Geschäften zurückziehen. Aber — er findet kein besseres Leben; das, was seine Umgebung so nennt, das ist ihm fremd, fremd ist ihm das Haus und die Familie, fremd der Komfort und der Luxus der Reichgewordenen; er hat seinen Glückstraum verloren. Der Weg des Chaim Leberer, den Aisch mit psychologisch tiefer Aufsicht, führt weit über den Einzelfall in das viel umfrittene Gebiet der sozialen Frage und das Problem von menschlichen Glück. Die ewige Menschheitsfrage: „Können die Menschen glücklich werden?“ beantwortet der Dichter mit einem heiligen Hoffen — auf eine Menschheit, die glücklicher wird, wenn sie besser wird, und besser werden kann sie nur, wenn Ungerechtigkeit und Haß ganz verschwinden.

Den Höhepunkt dichterischen Schaffens erreichte Aisch in seiner Triologie: „Petersburg, Warschau, Moskau“. Im ersten Roman, Petersburg, schildert er die ehemalige aristokratische Hauptstadt, im zweiten Band Warschau, die polnische, noch vor Ausbruch des Krieges sozialistisch-revolutionäre Proletariatstadt, und im dritten Band, Moskau, erleben wir den Untergang des Romanow-Rußland, die darauffolgende Oktoberrevolution und den Beginn der bolschewistischen Herrschaft.

Aisch setzt uns Petersburg in seiner äußeren Blüte stehend, das aber in sich moriche Keime der Auflösung trägt. Im Hause des Arztes ist eine sehr „aroben“ Adolofat. Halverin finden wir außer seiner Lokalen, berühmten Frau Olga Michailowna und der schönen Tochter Nina, Sacharri Mirkin, den Sohn eines jüdischen Solzindustriellen, der sich von der Hebelanstalt abgewendet und die Rechte kühnert hat und nun Gehilfe beim Adolofat Halverin ist. Der reiche Mirkin, die Hauptfigur des ganzen Stückes, ist aufgewachsen in Zefeterinburg und erzoget von der Amme und späteren Haushälterin, welche Mutterstelle an ihm vertreten mußte, da die Mutter krank in der Schweiz lebte und der Vater fast immer auf „Reisen“ war. Von Kindheit an trägt Mirkin die unaussprechliche Sehnsucht nach Mutterliebe in sich. Die Liebe zu seiner Mutter hinterläßt für immer bei dem Knaben eine tiefe Spur; sie beeinflusst sein Verhältnis zu den Frauen. Er sieht in jeder Frau das Bild seiner Mutter und seiner Knabenliebe zu ihr. So empfindet er die mütterliche Atmosphäre im Hause Halverin als eine innerliche Befriedigung, und um ständig in „Gesellschaft“ der Frau Adolofat verbringen zu können, verlobt er sich mit der Tochter Nina. Bald aber will er von ihr nichts mehr wissen und ist der „Viebhaber“ seiner zukünftigen Schwiegermutter. Und die reiche Frau ergribt sich aus Schwäche und Mitleid dem Verlangen des nach Mutterliebe und männlicher Leidenschaft Begehrenden. Nach diesem Sündenhaft ist Mirkin genugsam, sich von dieser Bindung zu trennen, die Verlobung mit Nina zu lösen, überhaupte Petersburg zu verlassen, die Verbindung mit seinem Vater zu brechen, den er so setzen sah, und einem Kufe zu folgen, der wiederum von einer Frau an ihn gerichtet wird. Der Vater Mirkin aber heiratet die entlobte Braut seines Sohnes.

Aisch zeichnet hier das degenerierte Leben der Reichen und Reichtlichen, ihre nie gestillten Lüste nach tollen Genüssen, ihre innere Verfallendheit und Hemmungslage. Die hohe Gesellschaftskaste lebt darin in Reichtum und innerer Armut, ohne Lebenszweck und Verantwortungsbewußtsein. Die kapitalistische Jugend wird erzoget zu Unmännlichkeit und Leichtsin. Die verschiedenen Menschen, mit denen uns der Dichter zusammenbringt, die überreisten Menschen ohne Weale und Lebensaufgaben, die vielen schönen Frauen, die

in Ausgelassenheit und Vergnügen ihre Daseinsberechtigung sehen, und die vielen Ideologen, Politiker und Philantropen, sie alle sind dem Untergang geweiht, weil sie nicht imstande sind, die Ursachen der Klassenengegenseit zu erkennen. Ihr Leben ist auf Fiktionen aufgebaut. Der Liberalismus, die Gesellschaftslehre, die Ethik und Moral dieser obersten Schicht — alles ist Lug und Trug. Deshalb der Zerfall, die vollkommene, unrettbare Auflösung.

Der zweite Band, Warschau, ist der Roman der sozialistischen Arbeiterklasse. Der junge Mirkin, auf der Suche nach dem wahren Lebenssinne, kommt nach Warschau, um in die Fänge des arbeitenden Volkes einzudringen. Im Heim der Familie Durkin lernt er auch ein neues idealistisches Leben kennen. Herr Durkin ist Lehrer, die ältere Tochter Lehrerin in einer Schule, in der jüdische Arbeiterkinder im Geiste der sozialistischen Herbrüderung erzoget werden. Der junge Sohn, ein Student, ist ein Soldat der Revolution und wirt schließlich zum Tode verurteilt, weil er, ein Kind noch, am 1. Mai einen Kolofen erschießt; die jüngere Schwester Söda ist ebenfalls Revolutionärin und der älteste Sohn wurde wegen sozialistischer Betätigung nach Sibirien verbannt. Mirkin findet den Weg zum proletarischen Jugendtum. Der verwöhnte Sohn stellt sich auf eigene Füße. Er fängt an, Stunden zu geben, und lernt dabei zum ersten Male den Hunger kennen. Und plötzlich wubte Mirkin, daß die Welt in Gatte und Hungerie geteilt ist.

Schließlich acht Mirkin zur sozialistischen Bewegung. Er lernt einen Sozialistenführer kennen, der ihm den Begriff der Gleichheit im Lichte des historischen Materialismus erklärt. Er läßt sich vom Sozialismus gewinnen, er hat seinen Glauben gefunden, den er sucht.

Dieser Band schließt bei Ausbruch des Weltkrieges. Zwischen all diesen politischen Erörterungen und Auseinandersetzungen, spinnt sich eine wahrhaft reine und erhabene Liebe zwischen Mirkin und der jungen Lehrerin.

Aisch hat da wiederum sehr treffend und mit feinerer Schärfe die politischen Strömungen und Wirrungen des zaristischen Verfallsystems gezeichnet. Die vorandenen Zustände, auf der einen Seite das Sündenbabel der Hausstadt, auf der anderen Seite das ausgehütete Proletariat, fordern zur revolutionären Erhebung des Volkes heraus.

Das dritte Buch, Moskau, ist der Roman der bolschewistischen Oktoberrevolution. Es ist kein trodenes Geschichtsbuch, aber doch trägt alles Geschehene den Stempel der historischen Wahrheit und den Wert einer grandiosen Tatsachenschilderung. Mit deaubernder Kunst verbindet Aisch das Geschehene jener Tage mit romanhaften Figuren und Handlungen, die den Leser festhalten, bis die letzte Seite gelesen ist. Das Buch ist belebend; es erschließt uns ein Wissen um die geheimen und offenen Kräfte des bolschewistischen „Oktober“, es schärft, lüch und findet die Seele der Revolution, es zeigt uns, arökarig gestaltet, das Gute und Böse der Revolution, und weilt uns die Richtung der Zukunft.

Aisch ist kein Anhänger der Revolution, die über ihren wahren Zweck hinaus, aus „Lust am Niederreißen“, niedrigeren hat, um „ganz Arbeit“ zu machen. Die Moral einer Volkserhebung muß die wahre Menschlichkeit bleiben, sonst ist sie ein Verbrechen und Verrat an Sozialismus. Und wenn Mirkin sein Leben für die Oktoberrevolution eingesetzt hat, weil er in ihr eine Moral zu sehen glaubte — wenn dieser Revolutionär später davonkommt zum bürgerlichen Dasein, weil er hinter die Kulissen des Bolschewismus sehen konnte, so wissen wir, was der Dichter über solch eine Revolution denkt. . . . Mit Recht sagt Mirkin:

„Gegen alle Zaren und Herrscher haben sie Revolution gemacht, nur nicht gegen die Gewalt. Sie ist auch hier der allgemein anerkannte Gott.“

Der Dichter hat mit dieser Triologie die Hauptmerkmale seines Lebens heimgebracht, als wollte er an dieser Lebenswende einen Reichtum überhauen. So bereichert Aisch das universale Schrifttum mit Werten von liebenswertem Wert und sein Roman wird noch weiter wachsen mit dem steigenden Fortschritt der Völkerverständigung im Sinne höchster Ethik.

„Mein Heim ist meine Welt!“

Satire von Kurt Münzer

Niemand hätte es für möglich gehalten! Meta Meier, diese Stille der Stillen! War sie nicht die einigeharteste lautlose Frau gewesen? Und nun ging sie ab, geradezu im Glanz! Sonntag Mittag. Sechs Gäste. Die erste junge Gans, ein herrliches Stück, direkt aus Hamburg. Die Gästekleinuppe — nicht einmal zu der war es gekommen.

Da stand Frau Meier und teilte aus. Rechtsanwält Bruck waren da, Nefte Emil mit Frau, Tante Tindchen mit den Töchtern, Plösch, beim ersten Teller, läßt Meta den Schöpflöffel fallen, daß es irrt. Herr Vater ruft: „Na Meta, was ist los?“ Und wilst schon an den Rissausflüssen seines Gebrods.

„Doch Meta harrie ins Verz, lächelt blöd, murmelt: „Mir ist ja ganz komisch — Was ist bloß?“

Und schlagt schon hin, erst langsam in sich zusammenfinnend, dann schnell, hart neben ihren Stuhl, den Rechtsanwält freisend, Tante Tindchen freischießt los, ihre Tochter Etti hielt sich die Augen zu. Die Rechtsanwältin allein kniete neben der Gefährzten. Und als Herr Meier, nachdem er weitend: „Meta, bist du verrückt?“ gerufen hatte, sich aufrappelte, hatte Meta schon ausgeröhelt, lag regungslos, stumm da. Sie war tot.

Tindchens Zweite heulte: „Ich kann kein Blut sehen!“ Und war schon zur Tür raus. Meta hatte sich am Anbratofen nur ein wenig den Hinterkopf geschlagen, es gab einen dunklen Fleck auf dem

Leinwand. Alle hatten Hunger, aber es ging doch nicht an — mehr Gott, Anstand muß gemacht werden über die Bedürfnisse des Tages hinaus. Zehn Minuten später war Max Meier allein, während die anderen drüben im Hofort sich erholten und sättigten. Er dachte loar daran, und er streifte Meta, die schon auf Bett lag — Tindchen hatte ihr sofort die Ärmern vom Spiegelgisch in die Hände gelegt — mit einem vorwurfsvollen Blick. Und wenn er auch abends von der kalten Gans ab, den wahren Genuß hatte er nicht mehr. Einzige Genugtuung, daß die Brutt ungeteilt ihm zufiel.

Schon am selben Abend machte Herr Meier sich daran, nach dem Rechen zu leben, in Schränken und Schubladen. Alles hatte Meta beioigt, er hatte keine Ahnung, wie sein Besitz eingereicht und geschickelt war. Er öffnete Kleider- und Wäschechränke, Büfett, Kesseln, alles war tadellos geordnet, bligte, schimmerte; kein Staub, kein Federchen. Seine Augen wurden naß. Sie waren zwei- unddreißig Jahre verheiratet gewesen. Kein Kind. Ihr Haus war immer des Friedens voll gewesen, Manchnal ein böses Wort von ihm, er war ungeduldig, eigenfinnig. — Was Meta, erzähl mir . . .

Er schluckte jetzt laut, es tat sehr auf, dies da. Er hatte sich bis jetzt all und schwer geküßelt, mit keinem etwas über ledig. Aber die Tränen erleichterten ihn, verzärtelten ihn geradezu.

Meta, treues, selbstloses Geschöpf! Schön war sie nie gewesen, nein. Aber sanft, still, treu und nachsichtig. Und in den ersten Jahren der Ehe so viel allein, als er noch reiste. Für die Firma, die ihm jetzt das schöne Jahresgehalt zahlte, nachdem er sie verkauft. Meta hatte sich nie etwas verzoagen müssen, auch nicht in den schlimmsten Jahren der Inflation und später. Aber hatte sie je Ansprüche gestellt? Ihr Heim war ihre Welt. — Und Herr Meier blidte auf, wo ein Brett mit Brandmalerei, aus Metas kunstfertiger Jugendzeit, diesen Spruch für alle Zeit festhielt.

Da war ihre Kommode. Herr Meier setzte sich davor und sog die Schubladen auf. Das Photographiealbum aus rotem Plüsch lag darin. — Ja, ja, heu! versteht man das; als sie betrateten, paradierte es auf dem achseligen Salonisch. Federen, also Bufformen, Handarbeiten, alles war abrett geordnet. Die Tränen rannen dem Mann. Und er söhnte tief auf, als er im zweiten Schubfach das Nachthemd sah — das Nachthemd. Er erkannte es auf den ersten Blick.

Es war das Brautnachthemd. Oh, er leuchte schwer. Vor zwei- unddreißig Jahren — die Hochzeitreise. Die erste Nacht im Zuge nach München. Wie art er doch gewesen war! Die aneie auf dem Wege nach Venezia, in Vosen. Und da, als er vom Bier unten in der Gasse raube herausgekommen war, hatte sie schon im Bett gelegen, in diesem Brautnachthemd, überall Spitzen, an der Brust, an den Armen, überall rosaleibene Bändchen und Schleifen. Aber wußte damals was von Pajama! Keuch und müchtig lag sie da, keine Schönheit, nein, weiß der Himmel, aber doch zweiundzwanzigjährig, unschuldig. Außerdem achtzigtausend Mark!

Am anderen Morgen, obichon sie noch nicht weiterreisten, sah Max, wie Meta dieses köstliche Brautnachthemd zusammenfaltete. Es war wie unberührt, kaum vernittert. Sie hatte regungslos geschlafen . . . oder gewacht? . . . Sie legte es zusammen, mit leicht bebenden Händen, mit keltigem Gesicht. Als begrübe sie etwas, als schließe sie einen Traum, eine süße Torheit ab. Sie glättete es sanft und legte es auf den Grund des Koffers.

Jetzt, mit Tränen nach der Wimmer, es hoch. Und da löste es sich, ging auf, entfaltete sich, es schloßte etwas, eine trodene Rolle fiel hinab, die in seinen Falten verborgen war. Und in ein und demselben Augenblick spürte Max Mainlöchenduft aus dem demd feigen und sah er, es war oft gewachsen, die rosa Bändchen waren fort, es waren blaueibene Bändchen und Schleifen, die Spitze war zerfissen oben über der Brust . . .

Und immer noch im selben fürchterlichen Augenblick sah der Witwer weiter in der Schublade das weißleibene Brautroset, das mit leinem Wissen Meta nie mehr getragen hatte, und auch dieses Rosett fledig und schmutzig, er sah ein paar Stöhenbüschen, von vieler Wäiche vermurrt, in ihm unbelannt, er sah und noch ein leeres Wäichchen Naislöchenduft. — Aber für ihn hatte Meta nie geduftet! Für ihn hatte Meta diese Dinge nie mehr getragen. Und die trodene Rolle! . . . Er dachte nach. Nein, weiß Gott, nie hatte er in diesen zweiunddreißig Jahren seiner Frau eine Rolle geschenkt! Und sie hatte sie im Nachthemd verwahrt! Wie eine letzte Erinnerung. An wen? . . . Und wann und für wen hatte sie diese Deliaus amgezogen.

Er stülpte sich schwer auf die Schublade, er startte in ihre gerinase Tiefe wie in einer Abgrund voll Gemütern und Gestalt. Viele Brautwäiche, für ihn getragen, war abgenutzt, war parfumiert. — Da, eine Unterlatie, ganz Spitze und Seide, er hielt sie mit feinen Fingern hoch. — Sie war das leibhaftige Kaiser, sie war das Grinsen der Sünde. Nie, nie, vor dreißig Jahren nie sog seine Frau solches für den Hausgebrauch an. . . . Er ließ sie fallen, Duft stieg auf, sad und weif.

Was da vor ihm lag, waren vollständig die Andisien eines Ehebruchs um die Zeit von neunzehnhundert . . .

Seine Tränen waren verstaigt. Er sammelte die Indisien im Hemd und trug es wie einen Kuchad hinüber, an Meta letztes Bett, er hielt es ihr vor die geschlossenen Augen und heulte auf Oh, wie weh tat es, jetzt nach dreißig Jahren; gesammelt trafen ihn Erkenntnis und Leid, er lagte es ihr ins stille, weiße Gesicht . . . Sobn! Sie lächelte, ja wahrhaftig, sie lächelte . . . Bielleicht hatte sie seit zweiunddreißig Jahren so gelächelt — und er hatte es nicht gemerkt. Wie er sie selbst ja kaum bemerkt hatte . . .

Da lief er an den Anbratofen ins Eßzimmer, öffnete die Kappe, warf die Pote hinein, die Höschen, die Unterlatie, er zerbrach gewaltfam das Fischbeinroset und stopfte es in den feurigen Schlund, er leuchte dabei als verzörnte er, die Sünderin selbst. Und jetzt hielt er das lange satte Nachthemd in Händen, es floß ihm

Leinwand. Alle hatten Hunger, aber es ging doch nicht an — mehr Gott, Anstand muß gemacht werden über die Bedürfnisse des Tages hinaus. Zehn Minuten später war Max Meier allein, während die anderen drüben im Hofort sich erholten und sättigten. Er dachte loar daran, und er streifte Meta, die schon auf Bett lag — Tindchen hatte ihr sofort die Ärmern vom Spiegelgisch in die Hände gelegt — mit einem vorwurfsvollen Blick. Und wenn er auch abends von der kalten Gans ab, den wahren Genuß hatte er nicht mehr. Einzige Genugtuung, daß die Brutt ungeteilt ihm zufiel.

Schon am selben Abend machte Herr Meier sich daran, nach dem Rechen zu leben, in Schränken und Schubladen. Alles hatte Meta beioigt, er hatte keine Ahnung, wie sein Besitz eingereicht und geschickelt war. Er öffnete Kleider- und Wäschechränke, Büfett, Kesseln, alles war tadellos geordnet, bligte, schimmerte; kein Staub, kein Federchen. Seine Augen wurden naß. Sie waren zwei- unddreißig Jahre verheiratet gewesen. Kein Kind. Ihr Haus war immer des Friedens voll gewesen, Manchnal ein böses Wort von ihm, er war ungeduldig, eigenfinnig. — Was Meta, erzähl mir . . .

Er schluckte jetzt laut, es tat sehr auf, dies da. Er hatte sich bis jetzt all und schwer geküßelt, mit keinem etwas über ledig. Aber die Tränen erleichterten ihn, verzärtelten ihn geradezu.

Meta, treues, selbstloses Geschöpf! Schön war sie nie gewesen, nein. Aber sanft, still, treu und nachsichtig. Und in den ersten Jahren der Ehe so viel allein, als er noch reiste. Für die Firma, die ihm jetzt das schöne Jahresgehalt zahlte, nachdem er sie verkauft. Meta hatte sich nie etwas verzoagen müssen, auch nicht in den schlimmsten Jahren der Inflation und später. Aber hatte sie je Ansprüche gestellt? Ihr Heim war ihre Welt. — Und Herr Meier blidte auf, wo ein Brett mit Brandmalerei, aus Metas kunstfertiger Jugendzeit, diesen Spruch für alle Zeit festhielt.

Da war ihre Kommode. Herr Meier setzte sich davor und sog die Schubladen auf. Das Photographiealbum aus rotem Plüsch lag darin. — Ja, ja, heu! versteht man das; als sie betrateten, paradierte es auf dem achseligen Salonisch. Federen, also Bufformen, Handarbeiten, alles war abrett geordnet. Die Tränen rannen dem Mann. Und er söhnte tief auf, als er im zweiten Schubfach das Nachthemd sah — das Nachthemd. Er erkannte es auf den ersten Blick.

Es war das Brautnachthemd. Oh, er leuchte schwer. Vor zwei- unddreißig Jahren — die Hochzeitreise. Die erste Nacht im Zuge nach München. Wie art er doch gewesen war! Die aneie auf dem Wege nach Venezia, in Vosen. Und da, als er vom Bier unten in der Gasse raube herausgekommen war, hatte sie schon im Bett gelegen, in diesem Brautnachthemd, überall Spitzen, an der Brust, an den Armen, überall rosaleibene Bändchen und Schleifen. Aber wußte damals was von Pajama! Keuch und müchtig lag sie da, keine Schönheit, nein, weiß der Himmel, aber doch zweiundzwanzigjährig, unschuldig. Außerdem achtzigtausend Mark!

Am anderen Morgen, obichon sie noch nicht weiterreisten, sah Max, wie Meta dieses köstliche Brautnachthemd zusammenfaltete. Es war wie unberührt, kaum vernittert. Sie hatte regungslos geschlafen . . . oder gewacht? . . . Sie legte es zusammen, mit leicht bebenden Händen, mit keltigem Gesicht. Als begrübe sie etwas, als schließe sie einen Traum, eine süße Torheit ab. Sie glättete es sanft und legte es auf den Grund des Koffers.

Jetzt, mit Tränen nach der Wimmer, es hoch. Und da löste es sich, ging auf, entfaltete sich, es schloßte etwas, eine trodene Rolle fiel hinab, die in seinen Falten verborgen war. Und in ein und demselben Augenblick spürte Max Mainlöchenduft aus dem demd feigen und sah er, es war oft gewachsen, die rosa Bändchen waren fort, es waren blaueibene Bändchen und Schleifen, die Spitze war zerfissen oben über der Brust . . .

Und immer noch im selben fürchterlichen Augenblick sah der Witwer weiter in der Schublade das weißleibene Brautroset, das mit leinem Wissen Meta nie mehr getragen hatte, und auch dieses Rosett fledig und schmutzig, er sah ein paar Stöhenbüschen, von vieler Wäiche vermurrt, in ihm unbelannt, er sah und noch ein leeres Wäichchen Naislöchenduft. — Aber für ihn hatte Meta nie geduftet! Für ihn hatte Meta diese Dinge nie mehr getragen. Und die trodene Rolle! . . . Er dachte nach. Nein, weiß Gott, nie hatte er in diesen zweiunddreißig Jahren seiner Frau eine Rolle geschenkt! Und sie hatte sie im Nachthemd verwahrt! Wie eine letzte Erinnerung. An wen? . . . Und wann und für wen hatte sie diese Deliaus amgezogen.

Er stülpte sich schwer auf die Schublade, er startte in ihre gerinase Tiefe wie in einer Abgrund voll Gemütern und Gestalt. Viele Brautwäiche, für ihn getragen, war abgenutzt, war parfumiert. — Da, eine Unterlatie, ganz Spitze und Seide, er hielt sie mit feinen Fingern hoch. — Sie war das leibhaftige Kaiser, sie war das Grinsen der Sünde. Nie, nie, vor dreißig Jahren nie sog seine Frau solches für den Hausgebrauch an. . . . Er ließ sie fallen, Duft stieg auf, sad und weif.

Was da vor ihm lag, waren vollständig die Andisien eines Ehebruchs um die Zeit von neunzehnhundert . . .

Seine Tränen waren verstaigt. Er sammelte die Indisien im Hemd und trug es wie einen Kuchad hinüber, an Meta letztes Bett, er hielt es ihr vor die geschlossenen Augen und heulte auf Oh, wie weh tat es, jetzt nach dreißig Jahren; gesammelt trafen ihn Erkenntnis und Leid, er lagte es ihr ins stille, weiße Gesicht . . . Sobn! Sie lächelte, ja wahrhaftig, sie lächelte . . . Bielleicht hatte sie seit zweiunddreißig Jahren so gelächelt — und er hatte es nicht gemerkt. Wie er sie selbst ja kaum bemerkt hatte . . .

Da lief er an den Anbratofen ins Eßzimmer, öffnete die Kappe, warf die Pote hinein, die Höschen, die Unterlatie, er zerbrach gewaltfam das Fischbeinroset und stopfte es in den feurigen Schlund, er leuchte dabei als verzörnte er, die Sünderin selbst. Und jetzt hielt er das lange satte Nachthemd in Händen, es floß ihm

Leinwand. Alle hatten Hunger, aber es ging doch nicht an — mehr Gott, Anstand muß gemacht werden über die Bedürfnisse des Tages hinaus. Zehn Minuten später war Max Meier allein, während die anderen drüben im Hofort sich erholten und sättigten. Er dachte loar daran, und er streifte Meta, die schon auf Bett lag — Tindchen hatte ihr sofort die Ärmern vom Spiegelgisch in die Hände gelegt — mit einem vorwurfsvollen Blick. Und wenn er auch abends von der kalten Gans ab, den wahren Genuß hatte er nicht mehr. Einzige Genugtuung, daß die Brutt ungeteilt ihm zufiel.

Schon am selben Abend machte Herr Meier sich daran, nach dem Rechen zu leben, in Schränken und Schubladen. Alles hatte Meta beioigt, er hatte keine Ahnung, wie sein Besitz eingereicht und geschickelt war. Er öffnete Kleider- und Wäschechränke, Büfett, Kesseln, alles war tadellos geordnet, bligte, schimmerte; kein Staub, kein Federchen. Seine Augen wurden naß. Sie waren zwei- unddreißig Jahre verheiratet gewesen. Kein Kind. Ihr Haus war immer des Friedens voll gewesen, Manchnal ein böses Wort von ihm, er war ungeduldig, eigenfinnig. — Was Meta, erzähl mir . . .

Er schluckte jetzt laut, es tat sehr auf, dies da. Er hatte sich bis jetzt all und schwer geküßelt, mit keinem etwas über ledig. Aber die Tränen erleichterten ihn, verzärtelten ihn geradezu.

Meta, treues, selbstloses Geschöpf! Schön war sie nie gewesen, nein. Aber sanft, still, treu und nachsichtig. Und in den ersten Jahren der Ehe so viel allein, als er noch reiste. Für die Firma, die ihm jetzt das schöne Jahresgehalt zahlte, nachdem er sie verkauft. Meta hatte sich nie etwas verzoagen müssen, auch nicht in den schlimmsten Jahren der Inflation und später. Aber hatte sie je Ansprüche gestellt? Ihr Heim war ihre Welt. — Und Herr Meier blidte auf, wo ein Brett mit Brandmalerei, aus Metas kunstfertiger Jugendzeit, diesen Spruch für alle Zeit festhielt.

Da war ihre Kommode. Herr Meier setzte sich davor und sog die Schubladen auf. Das Photographiealbum aus rotem Plüsch lag darin. — Ja, ja, heu! versteht man das; als sie betrateten, paradierte es auf dem achseligen Salonisch. Federen, also Bufformen, Handarbeiten, alles war abrett geordnet. Die Tränen rannen dem Mann. Und er söhnte tief auf, als er im zweiten Schubfach das Nachthemd sah — das Nachthemd. Er erkannte es auf den ersten Blick.

Es war das Brautnachthemd. Oh, er leuchte schwer. Vor zwei- unddreißig Jahren — die Hochzeitreise. Die erste Nacht im Zuge nach München. Wie art er doch gewesen war! Die aneie auf dem Wege nach Venezia, in Vosen. Und da, als er vom Bier unten in der Gasse raube herausgekommen war, hatte sie schon im Bett gelegen, in diesem Brautnachthemd, überall Spitzen, an der Brust, an den Armen, überall rosaleibene Bändchen und Schleifen. Aber wußte damals was von Pajama! Keuch und müchtig lag sie da, keine Schönheit, nein, weiß der Himmel, aber doch zweiundzwanzigjährig, unschuldig. Außerdem achtzigtausend Mark!

Am anderen Morgen, obichon sie noch nicht weiterreisten, sah Max, wie Meta dieses köstliche Brautnachthemd zusammenfaltete. Es war wie unberührt, kaum vernittert. Sie hatte regungslos geschlafen . . . oder gewacht? . . . Sie legte es zusammen, mit leicht bebenden Händen, mit keltigem Gesicht. Als begrübe sie etwas, als schließe sie einen Traum, eine süße Torheit ab. Sie glättete es sanft und legte es auf den Grund des Koffers.

Jetzt, mit Tränen nach der Wimmer, es hoch. Und da löste es sich, ging auf, entfaltete sich, es schloßte etwas, eine trodene Rolle fiel hinab, die in seinen Falten verborgen war. Und in ein und demselben Augenblick spürte Max Mainlöchenduft aus dem demd feigen und sah er, es war oft gewachsen, die rosa Bändchen waren fort, es waren blaueibene Bändchen und Schleifen, die Spitze war zerfissen oben über der Brust . . .

Und immer noch im selben fürchterlichen Augenblick sah der Witwer weiter in der Schublade das weißleibene Brautroset, das mit leinem Wissen Meta nie mehr getragen hatte, und auch dieses Rosett fledig und schmutzig, er sah ein paar Stöhenbüschen, von vieler Wäiche vermurrt, in ihm unbelannt, er sah und noch ein leeres Wäichchen Naislöchenduft. — Aber für ihn hatte Meta nie geduftet! Für ihn hatte Meta diese Dinge nie mehr getragen. Und die trodene Rolle! . . . Er dachte nach. Nein, weiß Gott, nie hatte er in diesen zweiunddreißig Jahren seiner Frau eine Rolle geschenkt! Und sie hatte sie im Nachthemd verwahrt! Wie eine letzte Erinnerung. An wen? . . . Und wann und für wen hatte sie diese Deliaus amgezogen.

Er stülpte sich schwer auf die Schublade, er startte in ihre gerinase Tiefe wie in einer Abgrund voll Gemütern und Gestalt. Viele Brautwäiche, für ihn getragen, war abgenutzt, war parfumiert. — Da, eine Unterlatie, ganz Spitze und Seide, er hielt sie mit feinen Fingern hoch. — Sie war das leibhaftige Kaiser, sie war das Grinsen der Sünde. Nie, nie, vor dreißig Jahren nie sog seine Frau solches für den Hausgebrauch an. . . . Er ließ sie fallen, Duft stieg auf, sad und weif.

Was da vor ihm lag, waren vollständig die Andisien eines Ehebruchs um die Zeit von neunzehnhundert . . .

Seine Tränen waren verstaigt. Er sammelte die Indisien im Hemd und trug es wie einen Kuchad hinüber, an Meta letztes Bett, er hielt es ihr vor die geschlossenen Augen und heulte auf Oh, wie weh tat es, jetzt nach dreißig Jahren; gesammelt trafen ihn Erkenntnis und Leid, er lagte es ihr ins stille, weiße Gesicht . . . Sobn! Sie lächelte, ja wahrhaftig, sie lächelte . . . Bielleicht hatte sie seit zweiunddreißig Jahren so gelächelt — und er hatte es nicht gemerkt. Wie er sie selbst ja kaum bemerkt hatte . . .

Da lief er an den Anbratofen ins Eßzimmer, öffnete die Kappe, warf die Pote hinein, die Höschen, die Unterlatie, er zerbrach gewaltfam das Fischbeinroset und stopfte es in den feurigen Schlund, er leuchte dabei als verzörnte er, die Sünderin selbst. Und jetzt hielt er das lange satte Nachthemd in Händen, es floß ihm

Die Stahlinger Schanze und Kadolfzell

Von Karl Birner.

Im Jahre 1632 führte die Geschäfte Württembergs für den noch unmündigen Herzog Eberhard sein Onkel Herzog Julius Friedrich als Administrator und Vormünder. Nach der Ankunft des Schwedenkönigs und als dieser das überging, die ihm verbündeten deutschen Fürsten aus den Händen der besetzten Feinde (was ebenfalls deutsche Fürsten waren) zu befreien, entsandte Julius Friedrich ein Heer von mehreren tausend Mann unter seinem Oberst Michael Rauch in die vorderösterreichischen Lande, um sich dieser für ihn zu bemächtigen; dazu gehörte u. a. der heutige Seeau und das Gebiet des Untersee. In Sinaen a. S. schlug er sein Hauptlager auf, wo er durch die Feite Hohenwiel gute Deckung hatte, und wenn nötig auch Unterstützung oder Zuflucht finden konnte. Das Schloß Wörblingen und andere Schloßer der Umgebung besetzte er fast ohne Zeit- und Kraftaufwendung sofort nach seiner Ankunft. Um diese Zeit war der Zweck des dreißigjährigen Krieges nicht mehr die Glaubenssache, sondern Eroberungsziele; hat die Heerführer erfüllt.

Von Sinaen aus wendete sich Oberst Rauch gegen die stark besetzte Stahlinger Schanze, die zum Schutze von Kadolfzell gebaut worden war. Unter dem Gesichtswinkel damaliger Kriegskunst in schweren Fronten durch die Bevölkerung erbaut, wäre sie wohl imstande gewesen ein Heer aufzubalten, denn die Schanze war ein Kastell und war dauernd von 25 Soldaten und 100 bewaffneten Bauern unter dem Kommando eines Korporals besetzt. Im Ernstfalle wäre die Mannschaft verstärkt worden und ein Regiment hätte das Kommando übernommen. Wiederholt hatte Feldhauptmann Bet in Kadolfzell sogar für beständig eine stärkere Besatzung verlangt, doch war keine begründete Forderung von dem österreichischen Befehlshaber in Konstanz stets abgeschlagen worden.

Am 15. Oktober 1632 befohl Rauch, die Stahlinger Schanze als das wichtigste Kriegsbauwerk zum Schutze von Kadolfzell anzugreifen; ist dieses gefallen, dann wollte er mit der Stadt bald fertig sein. Bevor aber ein Schuß fiel, und ohne den geringsten Widerstand zu leisten, hat die ganze Besatzung die Schanze verlassen; während die Bauern ihre Waffen fortwarfen und wegließen, soogen sich die Soldaten nach Kadolfzell zurück. — Die Ueberlieferung dieser Tatsache ist Bürgermeister Müller von Allensbach zu danken, der ein Tagebuch über die Ereignisse in seiner Gemeinde und der Umgebung geführt hat.

Ende Oktober gedachte Rauch die Stadt „Kadolfzell“ anzugreifen. Zu seiner Ueberzeugung aber ersahen bei ihm schon vorher, am 26. Oktober, eine Abordnung der Stadt, die in aller Form den festen Plak übernahm. Das Müller'sche Tagebuch sagt darüber u. a.: „Die Bürger dachten es für unmöglich, in Verbindung mit der schwachen Garnison die Stadt halten zu können und kapitulierten daher mit dem Obersten Rauch, welcher gleich darauf die Stadt durch ein Regiment besetzen ließ und selber dann sein Hauptquartier dahin verlegte. Die Garnison erhielt freien Abzug mit Sad und Bad und Fährne und sog zu Wasser ab nach Konstanz.“ So waren zwei besonders wichtige und wertvolle Stützpunkte der kaiserlichen Kampflinie in die Hände des Obersten Rauch gefallen. Wie die Heiden in Konstanz empfangen worden sind und ob sie sich der Uebergabe wegen verantworten mußten, ist nicht bekannt.

Später verlorste eine Anzahl Bürger von Kadolfzell unter Führung des Bürgers Dom („Ruhmännlein“ genannt) und in Verbindung mit dem damaligen Stadtpfarrer, die Stadt wieder in die Hände der Kaiserlichen zu bringen. Der Kommandant von Konstanz wurde davon unterrichtet und leitete die Organisation; mit Geld haben sie den württembergischen Büchsenmeister in Kadolfzell dafür gewonnen, bei einem Angriff die Stände so zu richten, daß sie den Angreifern nicht schaden. Der Angriff wurde in der Nacht des Auffahrtstages (1632) unter Mithilfe von 400 Mann aus Konstanz unternommen und ist völlig mißlungen. — In der Nacht des folgenden Pfingstmontages wurde der Anschlag wiederholt, diesmal unter Mitwirkung von Truppen der Mainau und von Ueberlingen. Der Plan war schlimm geendet. Der Marsch der Truppen war langsam, weil die Leute wenig Lust zu dem Unternehmen hatten; die „Anstalten waren übel kombiniert“; unterwegs wendeten sie einen Spentwirt und verweilten in der Schenke